

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 16

Artikel: Die Fieberkurve : Wachtmeister Studers zweiter Fall. Teil 3
Autor: Glauser, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669969>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

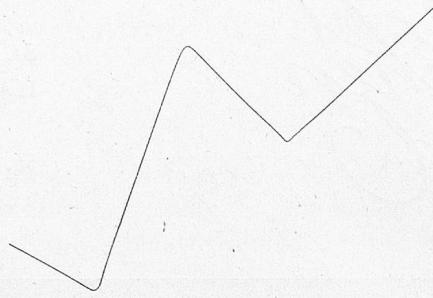
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE FIEBERKURVE



Wachtmeister Studers
zweiter Fall
von Friedrich Glauser

Und Wachtmeister Studer von der Berner Fahndungspolizei folgte seinem Schicksal: diesmal hatte es die Gestalt eines jungen Meitschis angenommen, das gerne starke französische Zigaretten rauchte und ein Pelzjackett, graue Wildlederschuhe und graue Seidenstrümpfe trug.

«Blyb uf dr Loube!» sagte Studer, nachdem er keuchend drei Stockwerke erstiegen hatte. Ohne Zweifel, der Gasgeruch war deutlich! Keine Klinke, kein Schlüssel an der Türe ... Tannenholz — und ein schwaches Schloss ...

Studer nahm sechs Schritte Anlauf, keinen einzigen mehr. Aber eine simple Tannenholztüre vermag dem Anprall eines Doppélzentners nicht standzuhalten. So gab die Türe gehorsam nach — nicht das Holz, sondern das Schloss — und eine Wolke von Gas strömte Studer entgegen. Zum Glück war sein Nastuch gross. Er knotete es im Nacken fest, so dass es Mund und Nase bedeckte.

«Blyb dusse, Meitschi!» rief Studer noch. Zwei Schritte — und die winzige Küche war durchquert; eine Türe wurde aufgestossen. Das Wohnzimmer war quadratisch, weissgekalkt. Der Wachtmeister riss das Fenster auf und lehnte sich hinaus ... Und das Nastuch liess sich wie eine Fastnachtsmaske abstreifen ...

Ein Gewirr von Dächern ... Kamine stiessen friedlich ihren Rauch in die kalte Winterluft. Reif glänzte auf den dunklen Ziegeln. Und über den höchsten First kroch langsam eine bleiche Winter-sonne. Der eindringende Luftzug nahm das giftige Gas mit sich.

Studer wandte sich um und sah einen flachen Schreibtisch, eine Couch, drei Stühle; an der Wand das Telephon. Er durchquerte den Raum, gelangte in die korridorartige Küche. Die beiden Hähne des Réchauds waren geöffnet, das Gas piff aus den Brennern. Gedankenlos schloss Studer diese Hähne. Es war nicht sehr einfach, denn ein Lehn-

stuhl stand im Wege, mit grünem Sammet überzogen. In ihm sass eine alte Frau, sonderbar friedlich, gelöst und schien zu schlafen. Die eine Hand ruhte auf der Armlehne, der Wachtmeister ergriff sie, tastete nach dem Puls, schüttelte den Kopf und legte die kalte Hand vorsichtig auf das geschnitzte Holz zurück.

Winzig war die Küche, wirklich. Anderthalb Meter auf zwei, ein Korridor eher. Ueber dem Gasréchaud hing an der Wand ein Holzgestell. Blechdosen — ehemals weiss emailliert, jetzt gebräunt, die Glasur abgestossen: «Kaffee», «Mehl», «Salz» ... Alles war ärmlich. Und durch den leichten Gasgeruch, der noch zurückblieb, stach deutlich ein anderer: Kampfer ...

Es roch nach alter Frau, nach einsamer, alter Frau ...

Es war ein ganz bestimmter Geruch, den Studer kannte; er kannte ihn aus den winzigen Wohnungen in der Metzgergasse, wo es hin und wieder einer alten Frau zu langweilig wurde oder zu einsam und sie dann den Gashahn aufdrehte. Manchmal aber war es weder Einsamkeit noch Langeweile; sondern Not ...

Studer trat vor die Wohnungstür. Links am Türpfosten, unter dem weissen Klingelknopf, ein Schild:

«Josepha Cleman-Hornuss
Witwe.»

Witwe! ... Als ob Witwe ein Beruf wäre! ...

Er rief dem Meitschi, das am Geländer der Laube lehnte — g'spässig war das Haus gebaut: die Laube ging auf ein Gärtlein, obwohl die Wohnung im dritten Stockwerk lag, und das Gärtlein war von einer Mauer umgeben, in die eine Tür eingelassen war; wohin führte die Tür? ... wohl auf eine Nebengasse — er rief dem Meitschi und es kam näher.

Es war natürlich und selbstverständlich, dass der Wachtmeister das Meitschi sanft zu dem Lehnstuhl führte, in dem eine alte Frau friedlich schlummerte.

Aber während die Tochter ihr winziges Nastuch zog und sich die Tränen trocknete, fiel dem Wachtmeister etwas auf:

Die alte Frau im Lehnstuhl trug einen roten Schlafrock, der mit Kaffeeflecken übersät war. Aber an den Füßen trug sie hohe Schnürstiefel, Ausgeschuhe — nein! keinerlei Pantoffeln!

Dann suchte Studer nach dem Gaszähler: Er hockte oben an der Wand, gleich neben der Wohnungstür, auf einem Brett und sah mit seinen Zifferblättern aus wie ein grünes und feistes und grimassierendes Gesicht.

Aber der Haupthahn stand schief! ...

Er stand schief. Er bildete, wollte man genau sein, einen Winkel von fünfundvierzig Grad ...

Warum war er nur halb geöffnet? Warum nicht ganz?

Im Grunde ging einen der ganze Fall ja nichts an. Man war Wachtmeister bei der Berner Fahndungspolizei, da sollten die Basler sehen, wie sie zu Schlag kamen. Uebrigens, es schien ein Selbstmord zu sein, ein Selbstmord durch Leuchtgas — nichts Ungewöhnliches. Und nichts Ungewohntes.

Studer ging in den Wohnraum, der zugleich Schlafzimmer war — die Couch in der Ecke! — und suchte nun nach dem Telephonbuch. Es lag auf dem Schreibtisch, neben einem ausgebreiteten Kartenspiel. Während er nach der Nummer der Sanitätspolizei suchte, dachte der Wachtmeister verschwommen, wie ungewöhnlich es eigentlich war, dass eine Selbstmörderin vor dem Freitode noch Patienten legte ... Da fiel ein Blatt Papier aus dem Telephonbuch zu Boden, Studer hob es auf, legte es neben das ausgebreitete Kartenspiel — merkwürdig, oben in der Ecke links, die Karten waren in vier Reihen ausgelegt, lag der Piquebub, der Schufflebuur ... Studer stellte die Nummer ein. Es summt, summt. Der Sanitätspolizist hatte wohl ausgiebig Silvester gefeiert. Endlich meldete sich eine teigige Stimme. Studer gab Auskunft: Spalenberg 12, dritter Stock, Josepha Cleman-Hornuss. Selbstmord ... Dann hängte er an.

Er hielt das Papier noch in der Hand, das aus dem Telephonbuch zu Boden geflattert war. Es war vergilbt, zusammengefaltet, die unbeschriebene Seite nach aussen. Studer öffnete es. — Eine Fieberkurve ...

Nom: Cleman, Victoir Alois. Profession: Géologue. Nationalité: Suisse. Entrée 12/7/1917.—Paludisme.

Ins Deutsche übertragen hiess dies, dass es sich um einen gewissen Cleman Victoir Alois handelte; sein Beruf: Geologe; sein Heimatland: die Schweiz; das Datum seines Eintritte: zwölfter Juli neunzehnhundertsiebzehn. Und erkrankt war der Mann an Sumpffieber, an Malaria.

Die Fieberkurve hatte steile Spitzen, sie lief vom 12. bis zum 30. Juli. Und hinter dem 30. Juli hatte ein Blaustift ein Kreuz gezeichnet. Am 30. Juli war also der Cleman Alois Victor, Geologe, Schweizer, gestorben.

Cleman? ... Cleman-Hornuss? ... Spalenberg 12? ...

Studer zog sein Ringbuch. Da stand es, auf der ersten Seite des Weihnachtsgeschenkes! ...

«Meitschi!» rief Studer; das Fräulein im Pelzjackett schien über die Anrede nicht übermässig erstaunt zu sein.

«Los' Meitschi», sagte Studer. Und es solle abhocken. Er hatte sein Ringbuch auf den Tisch gelegt und machte sich Notizen, während er das Mädchen ausfragte.

Und es sah wirklich aus, als habe Wachtmeister Studer einen neuen Fall übernommen.

«War das dein Vater?» fragte Studer und zeigte auf den Namen oben am Kopf der Fieberkurve.

Nicken.

«Wie heissest?»

«Marie ... Marie Cleman.»

«Also, ich bin der Wachtmeister Studer von Bern. Und der Mann, der dich heut morgen abgeholt hat, der hat mich zum Schutz gebeten — falls etwas passiert in der Schweiz. Er hat mir ein Märli erzählt, aber an dem Märli ist eins wahr: deine Mutter ist tot.»

Studer stockte. Er dachte an das Pfeifen. Kein Pfeil. Kein Bolzen. Kein getupftes Band ... Gas! ... Gas pfiff auch, wenn es aus den Brennern strömte ... Item! ... Und vertiefte sich in die Fieberkurve.

Am 18. hatte die Abend- und am 19. Juli die Morgentemperatur 37,25 betragen. Ueber diesem Strich war vermerkt «Sulfate de quinine 2 km.»

Seit wann gab man Chinin kilometerweise? Ein Schreibfehler? Wahrscheinlich handelte es sich um eine Einspritzung und statt 2 ccm, was die Abkürzung für Kubikzentimeter gewesen wäre, hatte irgendein Stoffel «km» geschrieben.

«Dein Vater», sagte Studer, «ist in Marokko gestorben. In Fez. Er hat dort, wie ich gehört habe, nach Erzen geschürft. Für die französische Regierung . . . Apropos, wer war der Mann, der dich am Bahnhof abgeholt hat?»

«Mein Onkel Matthias», sagte Marie erstaunt.

«Stimmt», sagte Studer. «Ich hab' ihn in Paris kennengelernt.

Schweigen. Der Wachtmeister sass hinter dem flachen Schreibtisch, bequem zurückgelehnt. Marie Cleman stand vor ihm und spielte mit ihrem Nasutuch. In das Schweigen schrillte die Klingel des Telefons; Marie wollte aufstehen, aber Studer winkte ihr zu: sie solle nur sitzenbleiben. Er nahm den Hörer ab, sagte, wie er es von seinem Bureau im Amtshaus gewöhnt war: «Ja?»

«Ist Frau Cleman da?»

Eine unangenehme Stimme, schrill und laut.

«Im Augenblick nicht, soll ich etwas ausrichten?» fragte Studer.

«Nein! Nein! Uebrigens weiss ich ja, dass Frau Cleman tot ist. Mich erwischen Sie nicht. Sie sind wohl von der Polizei, Mann? Hahahaha . . .» Ein richtiges Schauspielerslachen! Der Mann sprach die «Ha». — Und dann knackte es im Hörer.

«Wer war's?» fragte Marie ängstlich.

«En Löli!» sagte Studer trocken. Und fragte gleich darauf — war es die Stimme, die ihn auf den Gedanken gebracht hatte —:

«Wo ist dein Onkel Matthias?»

«Die katholischen Priester», meinte Marie müde, «müssen jeden Morgen ihre Messe lesen . . . Wo sie auch sind . . . Sonst brauchen sie, glaub' ich, einen Dispens . . . Vom Papst — oder vom Bischof — ich weiss nicht . . .» Sie seufzte, zog die Fieberkurve zu sich heran und begann sie eifrig zu studieren.

«Was ist das?» fragte sie plötzlich und deutete auf das blaue Kreuz.

«Das?» Studer stand hinter dem Mädchen. «Das wird wohl der Todestag deines Vaters sein.»

«Nein!» Marie schrie das Wort. Dann fuhr sie ruhiger fort: «Mein Vater ist am 20. Juli gestorben. Ich hab' selbst den Totenschein gesehen und den Brief vom General! Am 20. Juli 1917 ist mein Vater gestorben.»

Sie schwieg und auch Studer hielt den Mund.

Nach einer Weile sprach Marie weiter: Die Mutter habe es oft genug erzählt. Am einundzwanzigsten Juli sei ein Telegramm gekommen, das Telegramm müsse noch bei den Andenken sein, dort im Schreibtisch, in der zweituntersten

Schublade. Und dann, etwa vierzehn Tage später, habe der Briefträger die grosse gelbe Enveloppe gebracht. Nicht viel habe sie enthalten. Den Pass des Vaters, viertausend Franken in Noten der algerischen Staatsbank und den Beileidsbrief eines französischen Generals. Lyautey habe der Mann geheissen. Ein sehr schmeichelhafter Brief: Wie gut Herr Cleman die Interessen Frankreichs vertreten habe, wie dankbar das Land Herrn Cleman sei, dass er zwei deutsche Spione entlarvt habe . . .

«Zwei Spione?» fragte Studer. Er sass auf einem Stuhl in der Ecke beim offenen Fenster, hatte die Ellbogen auf die Schenkel gestützt und die Hände gefaltet. Er starrte zu Boden. «Zwei Spione?» wiederholte er.

Marie schloss das Fenster. Sie blickte auf den Hof, ihre Finger trommelten einen eintönigen Marsch gegen die Scheiben und ihr Atem liess auf dem Glase einen trüben Fleck entstehen: Tröpflein bildeten sich, kollerten herab, bis der Fensterrahmen sie aufhielt.

«Ja, zwei Spione.» Maries Stimme war eintönig. «Die Gebrüder Mannesmann . . . Mit dem Brief aber war es so: Wir wohnten damals an der Rheinschanze und hatten eine grosse Wohnung. Dann kam eines Tages der Brief. Ich hatte Ferien . . . Der Briefträger brachte die grosse Enveloppe, sie war rekommandiert, und die Mutter musste unterschreiben. Es fielen zwei Tränen in das Büchlein des Briefträgers und die Schrift des Tintenstifts lief auseinander. Der Vater hinterliess nicht viel, und nach seinem Tode ging es uns schlecht. Die Mutter wunderte sich später oft, dass so wenig Geld zurückgeblieben war. Die Tante in Bern, die besass ein Vermögen . . .»

Studer blätterte in seinem Notizbuch. Die erste Frau! . . . Hatte der Mönch, der Weisse Vater, nicht von ihr gesprochen? Da: «Sophie Hornuss, Gerechtigkeitsgasse 44, Bern.»

«Wie ist der Vater mit den zwei Spionen — mit den . . . wie hast du sie genannt? . . . ah ja! . . . mit den Gebrüdern Mannesmann ausgekommen?»

«Gut. Ganz gut zuerst. Ich weiss das alles nur von der Mutter. Sie hatten Schürfungen gemacht, wie ich Ihnen erzählte. Besonders im Süden von Marokko. Das heisst, der Vater hatte das Vorkommen der Erze entdeckt. Die Brüder Mannesmann gaben sich als Schweizer aus; und dann, während dem Krieg, haben sie einigen Deutschen aus der Fremdenlegion zur Rückkehr in die Heimat verholfen. Das hat der Vater erfahren und dem General mitgeteilt. Und dann wurden die beiden ganz

einfach an die Wand gestellt. Zum Dank für den Ver ... für die Benachrichtigung ist der Vater bald nachher von der französischen Regierung angestellt worden ...»

— So syg das gsy, nickte Studer. Er stand auf, beugte sich wieder über den Schreibtisch. Die ausgelegten Karten hatten es ihm angetan.

— Und was habe es für eine Bewandnis mit den Karten?

Marie Cleman stützte die Hände auf das Fensterbrett und sass leicht auf dem vorspringenden Absatz, während ihre Fusspitzen den Rand des abgeschabten Teppichs berührten. Dünne Fesseln hatte das Mädchen! ...

— Die Karten! Das sei eben das Elend gewesen! Darum sei sie von der Mutter fort! erklärte Marie. «Ach!» seufzte sie, «es ist nicht mehr zum Aushalten gewesen, der ganze Schwindel! Die Dienstmädchen, die zehn Franken zahlten, um zu wissen, ob der Schatz ihnen treu sei; die Kaufleute, die Rat wollten für eine Spekulation; die Politiker, denen die Mutter bestätigen musste, dass sie wieder gewählt würden ... Und zum Schluss kam noch der Bankdirektor. Aber dieser Herr kam wegen mir. Und wissen Sie, Onkel Studer, ich glaub', die Mutter schien nicht einmal etwas dagegen zu haben, dass ich mit dem Bankdirektor ... Da bin ich eines Tages abgereist ...»

Studer war aufgefahren. Er stand dem Meitschi gegenüber. Wie hatte ihn die Marie genannt? Onkel Studer? Das verschlug ihm den Atem ... Aber, b'hüetis, was war dabei? Er hatte das Meitschi geduzt, nach alter Berner Manier. Hatte da die Marie nicht ebenfalls das Recht auf eine gewisse Familiarität? Onkel Studer! Es wärmte ... Exakt wie Bätziwasser.

«Wenn du schon», sagte Studer, und seine Stimme klang ein wenig heiser, «Onkel sagst, dann sag' wenigstens: Vetter Jakob. Onkel! Das sagen die Schwaben ...»

Marie war rot geworden. Sie blickte dem Wachtmeister ins Gesicht und sie hatte eine besondere Art, die Leute anzusehen: nicht eigentlich prüfend, mehr erstaunt — ruhig erstaunt, hätte man es nennen können. Studer fand, diese Art des Anschauens passe zu dem Mädchen. Aber er konnte sich vorstellen, dass sie anderen Leuten auf die Nerven fiel.

«Gut! Also!» sagte Marie. «Vetter Jakob!» Und gab dem Wachtmeister die Hand. Die Hand war klein, kräftig. Studer räusperte sich.

«Du bist abgereist ... schön. Nach Paris hat mir dein Onkel erzählt. Mit wem?»

«Mit dem ehemaligen Sekretär meines Vaters. Koller hiess er. Er kam uns einmal besuchen und erzählte, er habe sich selbständig gemacht und brauche jemanden, zu dem er Vertrauen haben könne. Ob ich ihn begleiten wolle, als Stenotypistin? Ich hatte die Handelsschule besucht und sagte ja ...»

Pelzjackett, seidene Strümpfe, Wildlederschuhe ... Langte das Salär einer Sekretärin für so teure Anschaffungen? Studer vergrub die Hände in den Hosensäcken. Ihm war ein wenig traurig zumute; darum rundete er den Rücken und fragte:

«Warum bist du jetzt auf einmal zur Mutter gefahren?»

Wieder der merkwürdige prüfende Blick.

«Warum?» wiederholte Marie. «Weil der Koller plötzlich verschwunden ist. Von einem Tag auf den andern. Vor drei Monaten, dreieinhalb. Genau: am fünfzehnten September. Viertausend Franzosenfranken hat er mir zurückgelassen, und mit dem Geld hab' ich gelangt — bis Ende Dezember. Da hab' ich grad noch genug gehabt, um nach Basel zu fahren.»

«Warum bist du nicht mit deinem Onkel gefahren?»

«Er hat allein fahren wollen.»

«Hast du das Verschwinden angezeigt?»

«Ja. Auf der Polizei. Sie hat die Papiere beschlagnahmt ... Ein gewisser Madelin hat sich um die Sache gekümmert. Einmal hat er mich vorgeladen ...»

Ein Satz! ... Ein Satz! ... War er nicht zu erwischen, der Satz, den Kommissär Madelin gesprochen hatte, an jenem Abend, da Studer ihm das Telegramm vom neuen Jakobli gezeigt hatte? Was hatte Madelin da zum lebendigen Konversationslexikon Godofrey gesprochen:

«... Es stimmt etwas nicht mit den Papieren des Koller ...» Das war es. Handelte es sich um den gleichen Koller?

Studer fragte:

«Wo hat deine Mutter die Andenken an deinen Vater aufbewahrt?»

«Im Schreibtisch», erwiderte Marie und wandte dem Raume wieder den Rücken zu. «In der zweituntersten Schublade.»

In der zweituntersten Schublade ...

Sie war leer. Doch das allein wäre nicht allzu auffällig gewesen.

(Fortsetzung folgt)